

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 11 (1901)
Heft: 1

Artikel: Die Lehrerbildung im 19. Jahrhundert
Autor: Utzinger
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788979>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerischer Seminarlehrertag 1900.

15. Oktober 1900 in Baden.

I. Die Lehrerbildung im 19. Jahrhundert.

Eröffnungsrede von Seminardirektor Utzinger in Küssnacht.

Noch eine kurze Spanne Zeit und wir stehen am Ende eines Jahrhunderts.

Was sind hundert Jahre im ewigen Strome der Zeit! Und doch lehrt uns ein Blick, der etwas tiefer in die Vergangenheit zurückreicht, dass in dem abgelaufenen Jahrhundert auf dem Gebiete des Volksschulwesens wohl ein grösserer Schritt vorwärts gemacht worden ist, als in allen vorhergehenden Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung zusammen genommen. Wie kläglich es auf diesem Gebiete ums Jahr 1800, ja noch einige Jahrzehnte in unser Jahrhundert hinein aussah, darüber hat uns neben andern Jeremias Gotthelf in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ ein wenn auch unerquickliches, doch anschauliches Bild überliefert.

Wie konnte es aber um das Schulwesen anders stehen bei der höchst primitiven Art, in welcher die Lehrer auf ihr Amt vorbereitet wurden! An vielen Orten verlangte man von dem Schulmeister gar keine Vorbildung; man vertraute die liebe Jugend abgedankten Soldaten oder Handwerkern an, die ihr Beruf nicht genügend ernährte, vorausgesetzt, dass sie einigermaßen zu lesen, Buchstaben zu malen und einen Psalm zu singen verstanden. Der Schulmeister stand in sozialer Beziehung etwa auf der Höhe des Kuhhirten oder des Nachtwächters. Da war es schon als ein Fortschritt zu betrachten, wenn der junge Kandidat bei einem bessern Schulmeister der Umgebung auf einige Zeit praktisch in die Lehre ging oder wenn wohlmeinende Geistliche die Mühe über sich nahmen, fähigere Knaben für den Lehrerberuf vorzubereiten. Während in Deutschland schon 1707 durch Hermann Franke das erste Lehrerseminar gegründet wurde und im Laufe des Jahrhunderts eine stattliche Reihe weiterer Seminarien erstanden (Luginbühl zählt in seiner Biographie Stäpfers deren 16 auf), so fand das Jahr 1800 in der Schweiz auf dem

Gebiete der Lehrerbildung noch einen beinahe völlig un bebauten Boden. Einzig aus dem Kanton Luzern wird berichtet, dass in den zwei letzten Jahrzehnten im Kloster St. Urban durch Pater Krauer Kurse für Lehrer abgehalten wurden, Kurse, die aber nicht nach Jahren, sondern nur nach Monaten zählten.

Da kam die ideenreiche Zeit der Helvetik. Der edle Stapfer, der weitblickende helvetische Unterrichtsminister, regte die Gründung einer Reihe von kantonalen Seminarien, ferner eines schweizerischen Seminars an, das den andern voranleuchten und Einheit der Methode in die Lehrerbildung bringen sollte. „So unentbehrlich“, schrieb er ans Direktorium, „und so dringend auch eine gesetzliche Verfügung über das gesamte Unterrichtswesen sein mag, so ist doch die Bildung tüchtiger Landschullehrer noch viel dringender. Die schönsten Pläne scheitern, die zweckmässigsten Gesetze sind vergebens, die trefflichsten Lehrbücher helfen nichts, wenn ihre Ausführung, Erfüllung und Benützung unwissenden, ungebildeten Menschen überlassen bleibt. Darum ist und bleibt die erste Sorge einer Regierung, die das Wohl des Volkes will, die, für Heranbildung eines seiner Aufgabe gewachsenen Lehrerstandes zu sorgen.“

Aber umsonst klopfte Stapfer an verschiedenen Orten an, wo ihm die Verhältnisse für Gründung eines Seminars günstig zu liegen schienen, so in Wald, Zürich, Basel. In St. Urban, wo auf seine Initiative im Januar 1799 das Seminar wieder eröffnet wurde, musste es der Kriegerereignisse halber im April schon wieder geschlossen werden. Für sein helvetisches Seminar hoffte er in Pestalozzi einen Leiter zu gewinnen. Dieser aber lehnte ab mit der Begründung, dass er „die Idee für bessern Volksunterricht zuerst in einer Kinderschule erproben und deren Resultate heiter (d. i. klar) machen wolle.“ Da fand der Minister in seinem Sekretär, Joh. Rudolf Fischer, der ein Schüler Salzmanns gewesen war, den Mann, der sich zur Übernahme bereit erklärte. Auf den Rat seiner Vorgesetzten machte er sich sofort ans Werk und gründete, vorerst auf eigene Gefahr hin, in Burgdorf ein Seminar. Aber umsonst richtete Stapfer Schreiben um Schreiben an das Direktorium, umsonst bot er all seine Beredsamkeit auf; die Vollziehungsbehörde billigte zwar den Plan, fand aber kein Geld zur Unterstützung. Fischer musste seine Anstalt aufgeben und wieder in das Bureau des Ministers zurückkehren.

Es war jedoch nicht nur die Not der Zeit, welche die Gründung

Litteratur: Luginbühl, Biographie von Minister Stapfer. — Schlegel, die schweizerischen Lehrerbildungsanstalten. — Grob, das Lehrerseminar des Kantons Zürich. — Hunziker, Geschichte der schweizerischen Volksschule. — Huber, schweizerische Schulstatistik VIII, 1896.

von Seminarien für einmal unmöglich machte; es waren auch prinzipielle Bedenken, welche hervorragende, sonst bildungsfreundliche Männer gegen solche Anstalten ins Feld führten. So schrieb Prof. Schulthess in Zürich in einer Eingabe an Stapfer: „Nur kein Seminar! Denn mich dünkt, dass alle Gemeinhäuser, in denen man nicht familienweise zusammenlebt, dem Staat und einzelnen Gliedern mehr Schaden als Vorteil bringen; denn sie sind ein Staat im Staat. Solche Institute sind in sittlicher Beziehung gefährlich. Nicht nur verleiten die Schüler einander zu allerlei Ausschweifungen, gewöhnen sich allerlei Bedürfnisse an, sondern sie lernen Herren agiren, werden Stutzer und nehmen einen dummen Hochmut an, der nachher, wenn sie in ihr Dorf und unter ihr niederes Dach zurückkehren sollen, eine fatale Unzufriedenheit mit ihrem Zustande, einen vornehmen Ekel gegen alles, was um sie her ist, Trotz gegen Obere und Neuerungssucht zur Folge hat. Solche halbgelehrte Halbnarren würden besonders die Pfarrer verachten oder wenigstens in Vergleichung mit ihnen geringschätzig zu machen suchen, Eingriffe in das Amt derselben tun und ihnen auf keine Weise nachstehen wollen. Dass die Schulmeisterseminarien in Württemberg solche Früchte hervorbringen, habe ich neulich von zuverlässigen Zeugen gehört.“

Ganz anders dachte über den Wert von Seminarien ein anderer Geistlicher, Steinmüller in Gais. Dieser errichtete im Einverständnis mit dem Unterrichtsminister, aber im wesentlichen aus freiwilligen Beiträgen für den Kanton Säntis in Gais eine Erziehungsanstalt für angehende Landschullehrer. Der Kurs wurde vorerst auf 40 Wochen angesetzt, und nach Ablauf des ersten Kurses sprach ihm die helvetische Regierung ihren Beifall und Dank aus.

Inzwischen war es auch Pestalozzi gelungen, in Burgdorf festen Boden zu fassen; seine Erziehungsanstalt gedieh und er erlangte endlich die Stellung und den Einfluss, die seinen Verdiensten gebührten; ein Erfolg, der zum guten Teil den rastlosen Bemühungen Stapfers, für seinen Freund die Unterstützung des Direktoriums zu erlangen, zu verdanken war. Als Pestalozzi seine Anstalt konsolidirt sah und seine Methode ausgebildet hatte, schritt er auch zu der weitem Aufgabe, Lehrer heranzubilden. Und von jetzt an bis zum Ende seiner praktischen Wirksamkeit in Yverdon war mit seinen Anstalten immer auch die Lehrerbildung verbunden. Es ist bekannt, wie nicht nur aus der Schweiz, sondern auch aus den verschiedensten andern Ländern junge Leute herbeiströmten, um sich von dem berühmten Meister in die Erziehungskunst einführen zu lassen. Zwar bestand in den Pestalozzischen Anstalten niemals ein eigentliches Seminar; lernend und lehrend betätigten

sich die Lehramtsbeflissenen am Unterricht der verschiedenen Klassen, und trugen, wenn auch nicht grosse positive Kenntnisse, so doch Begeisterung für den Erzieherberuf und Kenntnis der Pestalozzischen Methode in die Lande hinaus.

Die Mediationszeit brachte keine eingreifenden Reformen auf dem Gebiete der Lehrerbildung; diese war und blieb Sache der Privaten und der Kantone, die hierin sehr ungleichen Eifer entwickelten. Im Jahre 1806 wurden durch die Initiative des gewesenen Regierungsrats Rusterholz in der Erziehungsanstalt auf dem Riedli bei Zürich Kurse für Lehrer eingerichtet. 90 Lehrer wurden in den Sommermonaten durch den Erziehungsrat einberufen, und in drei Abteilungen, jede während eines Monats, in den nötigsten Schulfächern unterrichtet und mit den Grundsätzen der Pestalozzischen Methode bekannt gemacht. In drei Jahren wurden 280 Lehrer zu diesen Kursen beigezogen. In Hofwyl errichtete Fellenberg 1808 auf eigene Kosten einen Normalkurs für Lehrer. Dieser dauerte sechs Wochen, und vierzig Lehrer nahmen daran teil. Das nächste Jahr wurde noch ein Kurs abgehalten. Dann verzichtete Fellenberg auf weitere Kurse, da die Zeit doch zu kurz sei, um etwas Ordentliches zu leisten. In andern Kantonen wurden ähnliche wohlgemeinte, aber durchaus unzulängliche Anläufe gemacht.

Auch die Restaurationszeit war noch eine Zeit tastender Versuche und theoretischer Diskussionen. Doch war die Kugel im Rollen; die Frage der Lehrerbildung verschwand nicht mehr von der Tagesordnung. In mehreren Kantonen entstanden Schulvereine. Eine besonders lobenswerte Tätigkeit entwickelte seit 1810 die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, welche in der Pflege der vaterländischen Interessen das Erbe der helvetischen Gesellschaft angetreten hatte. In mehreren Sitzungen diskutierte sie über die beste Art der Lehrerbildung. Alle Vorschläge traten schliesslich hinter zwei zurück; um die Frage: Normalschulen oder Seminarien? drehte sich nunmehr der Streit.

Unter Normal- oder Musterschulen dachte man sich Volksschulen, in denen Jünglinge unter Leitung eines tüchtigen Schulmannes zu Lehrern herangebildet werden sollten. Die Lehrlinge wohnten dem Unterrichte ihres Meisters bei und versuchten sich als Lehrsöhne unter seiner Aufsicht selber im Schulhalten. Neben der Schule erhielten sie von ihrem Lehrer noch einigen theoretischen Unterricht. Diese Art der Lehrerbildung bestand im Kanton Zürich seit dem Jahr 1809. Die künftigen Muster- oder Kreislehrer, deren im Kanton etwa 30 wirken sollten, wurden in besonderen Kursen durch höher gebildete Schulmänner mit der neueren Methode des Unterrichts bekannt gemacht. Für das Institut

der Musterschulen sprach die Wohlfeilheit und die gründliche Einführung in das praktische Schulhalten; dagegen das geringe Mass von theoretischer Ausbildung.

Unter Seminarien verstand man eigens für die Lehrerbildung errichtete Anstalten, in denen die Zöglinge in mehrjährigem Kurs theoretisch und praktisch unterwiesen werden sollten. Als Vorzug der Seminarien wurde angeführt, dass nur in ihnen der künftige Lehrer sich jene gründliche allgemeine Bildung erwerben könne, ohne welche die Schulführung zum Handwerk herabsinke. Als Nachteil der Seminarbildung bezeichneten die Gegner die grossen Kosten und die Entfremdung vom Volksleben. — Unterdessen hatten einige Kantone Hand ans Werk gelegt; Graubünden, Appenzell a/Rh., Basel hatten an ihren kantonalen Lehranstalten Einrichtungen für Lehrerbildung getroffen; Aargau hatte 1822 das erste eigentliche Seminar gegründet, und in Luzern war eine Verbindung von Seminar und Normalschule in der Weise geschaffen worden, dass die Zöglinge einige Jahre hindurch während drei Monaten im Seminar theoretischen Unterricht, die übrige Zeit in Musterschulen praktische Unterweisung erhielten.

Es folgte die Zeit der *Regeneration*, beginnend mit der wahrhaft schöpferischen Periode der Dreissigerjahre. Da ging die Saat der Helvetik auf. Die Idee der Seminarien hatte gesiegt, die Kreis- oder Normalschulen gehörten der Vergangenheit an. In den sechs Jahren von 1832 bis 1838 wurden in sieben Kantonen nicht weniger als zwölf Seminarien gegründet. Im Jahr 1857 hatte sich die Zahl auf 20 vermehrt, 14 für Lehrer, 6 für Lehrerinnen.

Und wie stehen wir heute? Nach der schweiz. Schulstatistik von Dr. Huber zählt unser Land jetzt 40 Anstalten für Ausbildung von Primarlehrern. Davon sind 27 vom Staate errichtet, 3 vom städtischen Gemeinwesen, und 10 verdanken ihre Entstehung privater Initiative. 21 nehmen nur männliche, 16 nur weibliche Zöglinge auf, 3 haben ihre Pforten beiden Geschlechtern geöffnet. 23 sind selbständige Unterrichtsanstalten, 17 sind Bestandteile anderer höherer Schulen, darunter ist eine mit einer Hochschule verbunden (Basel). Vergleichen wir diese stattlichen Zahlen mit der Öde und Leere am Ende des vorigen Jahrhunderts, so muss uns das, was in den letzten 100 Jahren für die Lehrerbildung erreicht worden ist, mit hoher Befriedigung und mit lebhaftem Danke gegen die Männer erfüllen, die ihre beste Kraft für diese hehre Aufgabe eingesetzt haben.

Werfen wir nun einen Blick auf die prinzipiellen Fragen, zu welchen die Gründung der Seminarien Veranlassung gegeben hat. Zunächst

handelte es sich darum, ob diese Anstalten am besten in Städten oder auf dem Lande errichtet würden. Im zürcherischen Erziehungs- und Kantonsrat wurde die Frage aufs lebhafteste erörtert. Für die Stadt wurde neben mannigfachen andern Gründen angeführt, „das Seminar müsse in unmittelbarer Berührung mit dem wissenschaftlichen Verkehr der Hauptstadt und mit den Behörden stehen. Hier sei es leichter, tüchtige Lehrkräfte zu gewinnen und zu erhalten, die Isolirung der Lehrerschaft von den anregenden Kreisen der städtischen Bevölkerung könne der Anstalt nur zum Nachteil gereichen. Da sei für die Behörden die Möglichkeit geboten, dem neuen Institut die sorgfältigste Pflege und Aufsicht angedeihen zu lassen, deren Ausübung schon bei geringer Entfernung von Zürich wesentlich erschwert werde. Der Besuch verschiedener Anstalten in und um Zürich, namentlich die Beobachtung des Unterrichts an der Taubstummenanstalt, werde auf die pädagogische Ausbildung der Kandidaten wohltätig einwirken.“ „Wer als Erzieher auftreten will, muss zwischen Gutem und Bösem unterscheiden und wählen können. Dazu gelangt er nicht in klösterlicher Abgeschlossenheit. Alle Gebrechen der Stadt sind auch auf dem Lande zu finden. Der Eitelkeit wird weniger leicht entgegengearbeitet, wo bei der Unmöglichkeit eines Vergleichs mit höher Gebildeten der richtige Massstab zur Selbstbeurteilung fehlt.“ Gegen die Stadt als Sitz des Seminars wurde eingewendet: „Man will die Seminaristen in den Strudel hineinziehen, was wird das für einen Eindruck machen? Sie werden durch die neuen Eindrücke gestört und verlieren den Hauptzweck aus dem Auge. Wenn man eine ernste Arbeit vor sich hat, geht man nicht ins Geräusch der Welt. Zur Erreichung dieses Zweckes taugt am besten ein einsamer Ort, wo die Seminaristen durch nichts von ihren Arbeiten abgezogen werden. Eine Stadt kann nicht der Ort sein, wo unsere künftigen Volksschullehrer ihre wichtige und heilige Kunst erlernen sollen. Sie würden nur Halbwissende und Pfuscher und in ihrem Dünkel den Schulkindern von Vorlesungen, Bibliotheken und Naturalienkabinetten erzählen.“ Ähnliche Gründe für und gegen werden auch anderswo ausgesprochen worden sein. Heute, nach 70 Jahren, können wir, wenigstens im Kanton Zürich, nur tief bedauern, dass nicht die Anhänger der Stadt gesiegt haben; denn jetzt ist uns klar, dass die Weiterentwicklung der Lehrerbildung sich rascher und sicherer vollzogen hätte, als es nun der Fall ist, wenn damals der Entscheid anders gefallen wäre.

Eine weitere Frage, die sich der Diskussion aufdrängte, war die, ob das Konvikt oder das Externat für die künftigen Lehrer das richtigere sei. Auch hier schroffer Gegensatz der Meinungen. Die

einen hofften vom Konvikt einen günstigen erzieherischen Einfluss auf die Zöglinge; andere sahen in dem klösterlichen Zusammenleben eine Gefährdung der Charakterbildung. Doch mehr als diese grundsätzlichen Erwägungen haben wohl überall ökonomische und lokale Gründe den Ausschlag gegeben: Die Wohlfeilheit des Internats und die Unmöglichkeit, in kleinern Ortschaften die nötige Zahl von richtigen Kostorten zu finden. Im Kanton Zürich ist diese Frage ohne grosse Aufregung gelöst worden. Bis zum Jahre 1875 bestand ein Konvikt; da man damals mehr Räume für Unterrichtszwecke schaffen musste, so wurde das Konvikt, dessen Zweckmässigkeit ohnehin schon längst angefochten worden war, aufgehoben, und niemand hat es seither zurückgewünscht.

Andere Fragen, die heute zum Teil gelöst sind, zum Teil noch auf der Tagesordnung stehen, betreffen die Dauer der Seminarzeit, die Anforderungen bei der Aufnahme, Auswahl, Umfang und Methode der Unterrichtsfächer, den landwirtschaftlichen und den Handarbeitsunterricht, gemeinschaftliche Lehrmittel, die Einrichtung der Fähigkeitsprüfungen u. s. w. Um solche Fragen gründlich zu besprechen und auf deren Beantwortung Einfluss zu gewinnen, ist unser Verein ins Leben gerufen worden.

Lassen Sie mich zum Schlusse noch kurz eines Postulats gedenken, das nach meiner Ansicht alle zuletzt genannten an Wichtigkeit übertrifft: Das Verhältnis der allgemein wissenschaftlichen zur speziell beruflichen Ausbildung. Diese beiden Aufgaben haben die Seminarien bisher nebeneinander lösen müssen und haben darin ihr Möglichstes geleistet. Aber keine menschliche Einrichtung ist vollkommen. Jede hat ihre Zeit, jede sprengt einmal ihr zu eng gewordenes Gewand. Der gewaltige Aufschwung der Naturwissenschaften und der Technik, die enorme Ausdehnung der Verkehrsanstalten haben das soziale Leben umgestaltet. An jeden Einzelnen stellt dieses bedeutend höhere Anforderungen als früher; mit kräftigem Finger klopft das vermehrte Bildungsbedürfnis auch an die Pforten der Seminarien, und diese haben dem Rufe nach erhöhter allgemeiner Ausbildung der künftigen Lehrer nicht widerstehen können. Dadurch ist aber eine Überbürdung der Schüler entstanden, auf deren Beseitigung man bedacht sein muss. Die richtige Lösung kann nicht in einer Reduktion der Anforderungen an die Lehrerbildung liegen, das wäre ein Rückschritt, sondern in der zeitlichen Trennung der allgemeinen von der beruflichen Ausbildung. Das Postulat ist nicht neu. Schon 1865 hat Sieber in einer Versammlung der zürcherischen Schulsynode diese Forderung aufgestellt und dann in seinem Schulgesetzentwurf zu verwirk-

lichen gesucht. Im Jahre 1872 hat der Schweizerische Lehrerverein in Aarau nach einem Referat von Schulinspektor Wyss sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen. Aber noch hat die Frage einzig in Basel, wo die Verhältnisse besonders günstig liegen, in den letzten Jahren ihre praktische Lösung gefunden. Dort erhalten die Lehramtskandidaten ihre Vorbildung in der Realschule oder im Gymnasium; mit einem Maturitätszeugnisse einer dieser Anstalten ausgerüstet, treten sie in die Hochschule ein, wo drei Semesterkurse für ihre berufliche Ausbildung eingerichtet sind. Eine solche Lösung ist natürlich nur in Kantonen möglich, die eine Hochschule besitzen, und auch in diesen dürfte sie noch auf lange Zeit hinaus beinahe unüberwindlichen Hindernissen begegnen. Eine eher erreichbare Lösung wird darin bestehen, dass in den Seminarien selbst diese Zweiteilung vorgenommen wird, in der Weise, dass zuerst einige Jahre der allgemeinen Ausbildung gewidmet werden, die mit einer Reifeprüfung abzuschliessen sind, und dass dann der letzte Teil der Seminarzeit ganz für die berufliche Bildung bestimmt ist. Diese Lösung der Frage würde allerdings erfordern, dass die Unterrichtszeit am Seminar auf mindestens $4\frac{1}{2}$ Jahre ausgedehnt würde. Überhaupt erscheint mir die Frage, an was für Schulen die allgemeine und die berufliche Ausbildung gewonnen werde, durchaus nebensächlich gegenüber der Forderung, dass in dieser oder jener Weise die beiden Teile der Lehrerbildung zeitlich voneinander getrennt werden, damit jeder zu seinem Rechte komme.

Diese Frage zu lösen, wird eine der Aufgaben des kommenden Jahrhunderts sein. Möge sie eine Lösung finden, durch die das Wohl der Schule und des Volkes gefördert wird!